

Kodaktion, Administration u. Druckerei  
Kollowratring, Fichtegasse Nr. 11.  
Unbesendete Briefe werden nicht angenommen und  
Manuskripte in keinem Falle zurückgeschickt.

**Ankündigungs-Bureau:**  
Stadt, Wollzeile 20. Inserationspreis nach Tarif. Inserate  
übernehmen: Witzek, Ann.-Exp. in Prag und  
Bilant; Jos. A. Kleinreich, Inserations-Exp. in Graz;  
J. Blockner, J. Leopold, Jos. Schwarz, Ann.-Exp.  
in Budapest; im Auslande: John P. Jones & Co.  
in Paris, 51 bis, Rue de Valenciennes; Montmartre;  
Rudolf Mosse in Berlin, München, Leipzig;  
Hansenstein & Vogler in Hamburg, Berlin,  
Frankfurt a. M., u. Basel; Heinrich Kister,  
Ann.-Exp. in Hamburg; Orell Füssli & Co. in  
Zürich u. Basel; Neumann & Neumann in London;  
Vertreter für Deutschland, Frankreich, England,  
Italien etc.: Saarbachs News Exchange, Mainz u.  
Köln a. Rh.

**Abonnement für Wien:**  
Mit 12gl. zweimal. Zustell. ins Haus: Ganzj. K. 20.40,  
monatl. K. 4.20.  
Erm. Abholen im Hauptquartier Wollzeile 20 oder  
Fichtegasse 11: Ganzj. K. 48.20, monatl. K. 3.50.  
Einzeln: Morgenblatt 12 H., Abendblatt 6 H., Nach-  
mittagsblatt am Montag und nach zwei Feiertagen 12 H.  
Morgen- u. Abendblatt 40 Pf.  
Für Deutschland (Morgen- und Nachmittagsblatt  
ausgel.) allein je 20 Pf.  
Abendblatt allein je 12 Pf.

# Neue Freie Presse. Morgenblatt.

**Abonnement für das Inland:**  
Mit 12gl. einmal. Postverendung: Ganzj. K. 20, halbj.  
K. 12, viertelj. K. 6. Mit 12gl. zweimal. Postverendung:  
Ganzj. K. 24, halbj. K. 12, viertelj. K. 6.

**Abonnement für das Ausland:**  
Vierteljährig:  
Bei uns (Kreuzband-Verend.): Deutschland,  
Serbien K. 20, f. Staaten d. Weltpostvereines  
K. 22. Bei den Postämtern in Deutschland  
K. 11.15, Schweiz Fr. 14.00, Belgien Fr. 15.00,  
Italien L. 14.47, Rumänien Fr. 15.00, Serbien  
Fr. 15.00, Bulgarien Fr. 15.00, Russland R. 2.00.  
Griechenland (d. d. Buchh. Beck & Barth u. O. Elef-  
theroudakis, Athen od. L. K. Zeitg.-Exp. in Triest) u.  
Aegypten Fr. 15.00, Asien: Türkei K. 17.45,  
S. O. Fr. 15.00, Persien K. 15.00.  
Norwegen skand. K. 10.50, Holland F. 9.-.  
Bei den Agenturen in Italien: Saarbachs News  
Exch., Mailand, F. Gust. Modena, Loescher & Co., Rom  
Fr. 12.50; Frankreich: Saarbachs News Exch.,  
Paris, 146, Faubourg St. Denis, Agence Havas, Paris  
Fr. 22.50; England: Saarbachs News Exch., London,  
26, John Street, Adelphi Strand, W. C., A. Siegle,  
20, Lime-Street E.C., London, S. B. Nordamerica:  
E. Steyer, 25 Park-Place, G. B. 118 West  
25th St., L. A. Rosswag, 47, Second-Avenue in  
New York, Doll. 6.40. Vertreter für das gesamte Aus-  
land: Saarbachs News Exchange, G. m. b. H., Mainz.  
Für die an Agenten, Austräger oder Vertriebsstellen  
besahnten Beträge leisten wir keine Garantie.

Nr. 16961.

Wien, Donnerstag, den 9. November

1911.

Wien, 8. November.

Graf Stephan Tisza hat sich heute mit dem Grafen Julius Andrássy versöhnt. Er wollte verbergen, was in seinem Herzen bohrt, und streckte mit der guten Haltung, die ein starker Mensch niemals verliert, seinem Nebenbuhler die Hand entgegen. Er mußte jedoch eine Stumpfheit des Gefühls haben, wenn der Groll über die verräterische Tüde des Glücks nicht seine innerste Stimmung verbittern würde. Er war der Sieger in den letzten Wahlen und wurde heute seinen Feinden, den Besiegten in den letzten Wahlen, ausgeliefert. Nur um diesen hohen Preis war der Friede zu haben. Die Arbeitspartei mußte hergeben, was doch ihr Rückgrat gewesen ist. Graf Stephan Tisza zog von Bezirk zu Bezirk; er hat das Land fortgerissen; er hat die Einbildungskraft des Volkes mit seiner frischen Persönlichkeit erwärmt und sich nach schweren Fehlern wieder zum Führer aufgeschwungen. Der Inhalt dieser Politik kam aus seinem Gedankenschatz, und so ziemlich alles, was die Arbeitspartei in Wirklichkeit hätte werden sollen, war von ihm. Er wollte das scharfe Abheben von den staatsrechtlichen Zweideutigkeiten der früheren Koalition, die volle Redlichkeit im Verhältnisse zur Monarchie und die Verständigung mit der Krone bei dem Ausbau der militärischen Einrichtungen. Die Arbeitspartei war in seiner politischen Gestalt verlorperet. Von ihm hatte sie in der ersten Zeit das Fröhliche und Zuversichtliche, von ihm die Empfindung der Sicherheit und von ihm den Glauben an sich selbst. Wenige sind in den Eigenarten, in den Vorzügen und Fehlern so ungarisch wie er. Seine Politik macht den Eindruck, als würde sie aus den Feldern des Bihar Komitats herauswachsen wie der junge Weizen. Er liebt die Pferde und reitet wie eine Figur von Venau durch das Land; er war stets ein Kraftmensch, körperlich und geistig, und die Politik betrachtete er als zu ihm gehörig wie sein väterliches Erbe, wie seine Güter und seinen Rang. Von hoher wissenschaftlicher Bildung, nicht ohne literarische Neigungen, bleibt er doch der richtige ungarische Edelmann, dessen Name in der Liste eines Herrenreitens austauscht, der seinen Gzarbas wie einer der Jüngsten tanzt und dann wieder den Vorstoß in einer protestantischen Kongregation führt und vielleicht als höchsten Genuß den Erfolg des Redners schätzt. Die Arbeitspartei war sein Werk; er hat sie geschaffen, und jedes Mandat, über das sie verfügt, hat ein Stück von seiner Volkstümlichkeit gehabt. Er wurde heute fallen gelassen.

Graf Julius Andrássy hat den Frieden mit den Gruppen der Minorität vermittelt, und die wichtigste Bedingung bestand darin, daß Graf Stephan Tisza nicht zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt werden dürfe. Als dies geschehen war, brach ein Jubel auf der Rechten und auf der Linken, bei der Arbeitspartei und bei den Oppositionsparteien aus, und die Freude über den Waffenstillstand war für den Grafen Stephan Tisza der Beweis, daß er jetzt vielleicht ebenso vereinsamt in der ungarischen Politik sei wie an dem Tage, da seine Mehr-

heit vom Grafen Julius Andrássy in den Wahlen zertrümmert wurde. Er hat wieder keine Partei, wie einst, da er parlamentarisch landstüchtig war; die Macht zerbröckelte wieder in seiner Hand, wie bei seinem Sturze als Ministerpräsident nach dem von dem Volke nicht gebilligten Staatsstreich gegen die Geschäftsordnung. Seine Menschenkenntnis hat ihm nicht gesagt, wie gering die Kampfeslust dieser Mehrheit, wie lästig ihr jede Zumutung des heroischen Widerstands gegen die Obstruktion sei und wie gierig sie nach jedem Vorschlage des Friedens greifen werde. Er wollte mit ungewöhnlicher Selbstverleugnung der Präsident des Hauses werden, um das Geschick der Obstruktion durchzuschlagen, und sich nicht darum kümmern, daß ein solches Geschäft doch immer gefährlich bleibt. Aber die Partei wollte nicht, und starke Einflüsse in der Regierung waren gegen ihn und seinen Plan. In der Arbeitspartei sitzt mancher, der sich der Zeit erinnern mochte, als Graf Stephan Tisza zum ersten Male diese Durchpolitik ausführen wollte und seine Mehrheit in den Abgrund riß. Der Krieg sollte heute nach langen nutzlosen Verhandlungen beginnen; die Arbeitspartei hatte jedoch dazu so wenig Lust, daß sie ohne viel Bejammern den Antrag genehmigte, Graf Stephan Tisza dürfe nicht zum Präsidenten gewählt werden. In den letzten Wahlen war er die Fahne, die der Armee beim Siege vorangetragen wurde; heute wurde diese Fahne vom Mast heruntergeholt, und nach solchem Wechsel der Farben kann die Arbeitspartei nicht mehr sein, was sie bei der Entstehung gewesen ist. Außerlich werden solche Veränderungen nicht gleich sichtbar. Graf Stephan Tisza wird in den Reihen der Arbeitspartei sitzen, im Klub seine Abende verbringen und mit allen Höflichkeiten und Rücksichten, die ihm gebühren, behandelt werden. Er hat noch in den letzten Tagen gesagt, daß der Fetisch der Geschäftsordnung einmal zerstört werden müsse. Der Höhe war jedoch stärker, und die Arbeitspartei liegt vor ihm genau so auf den Knien wie die Gruppen der Obstruktion. Er hat sich in den Voraussetzungen seiner Politik geirrt und hatte das Schicksal eines Generals, dem die Truppen nur sehr unwillig folgen. In dem Zweikampfe zwischen ihm und dem Grafen Julius Andrássy, in dem Duell, das sich durch ein ganzes Leben hinzieht, liegt diesmal Graf Stephan Tisza schwer verwundet auf dem Sande des Fehlbodens. Die Arbeitspartei hat jetzt mehr innere Fühlung mit ihrem Gegner als mit ihrem Schöpfer.

Geboren als Kampfpartei mit dem festen Entschlusse, jede Obstruktion niederzuschlagen, ist sie nach dem Verlaufe des heutigen Tages eine Mehrheit geworden, die in der Politik nur die Mittel des Friedens anwendet. Lord Macaulay hat gesagt, daß Völker niemals Revolutionen machen sollen, aber stets bereit sein müssen, sie zu machen. Das gilt auch von Parteien, die keine schönere Tugend haben können als die Friedensliebe und doch entschlossen sein müssen, im Bedarfsfalle zu schärferen Waffen zu greifen. Wenn sie das nicht wollen, so wird auch die Politik des Grafen Stephan Tisza unmöglich.

Dann ist der Rückfall in die schwerflüssigen Majoritäten mit ihrem geringeren Gefechtswert und mit ihrer Empfindlichkeit gegen die Opposition unvermeidlich. Wieder muß sich eine Regierungsform herausbilden, die Graf Julius Andrássy wiederholt empfohlen hat und die darin besteht, die Mehrheit und die Minderheit durch einen Pakt zusammenzufassen, um mit solchen gebrechlichen Parteigegebenen sich über diese oder jene Frage hinwegzuhelfen. Die Gruppen der Opposition, welche den Einfluß haben, die Erledigung des Wehrgesetzes zu verhindern, und mit denen ein Vertrag über die Geschäfte des Hauses geschlossen werden mußte, werden auch nach Weihnächten nicht leicht zur Seite geschoben werden können. Die ungarische Regierung und die Arbeitspartei werden durch Rücksichten auf die Opposition gebunden sein. Deshalb kann heute niemand mit Bestimmtheit sagen, was aus dem Wehrgeetze werden wird. Die Beschreibung über Neujahr hinaus ist schon an und für sich ein wichtiges Ereignis, weil die militärischen Vorlagen gleichsam im Kern der Politik des Ministeriums und der Arbeitspartei waren. Der Sinn und Zweck der letzten Wahlen werden damit verflüchtigt, und die Gefahr wird heraufbeschworen, daß die Spannungen zwischen der Krone und Ungarn sich erneuern. Durch die tiefgreifenden Veränderungen, die sich im ungarischen Parlamente zugetragen haben, ist der Waffenstillstand zwischen den Parteien gefährdet, aber der mühselig errungene Friede zwischen Herrscher und Parlament nicht befestigt worden.

Denn der Waffenstillstand bedeutet, daß die Wehrreform an der Wahlreform hänge. Herr v. Jusch hat erklärt, daß er von dieser Verbindung nicht lassen wolle und zum parlamentarischen Frieden gehört jetzt auch die Rücksicht auf die Wünsche des äußersten Flügels der Unabhängigkeitspartei. Graf Julius Andrássy soll jüngst in Coulouirgesprächen bemerkt haben, daß an der Wahlreform und an den darüber herrschenden Meinungsverschiedenheiten noch drei Regierungen fallen werden. In dieser unwegsamen Wirrnis steckt das Wehrgeetz, von dem überhaupt niemand weiß, ob der Entwurf in seiner jetzigen Gestalt auch nur hier in Wien tatsächlich noch gewollt wird, ob wir die dreijährige oder die zweijährige Dienstzeit haben werden und ob Graf Stephan Tisza nicht wie Achilles um die Leiche des Patroklos gestritten hat. Die ungarische Politik wird, vom heutigen Tage angefangen, wieder einen gewissen Einschlag von den Forderungen der äußersten Linken haben. Der Gedanke des Grafen Stephan Tisza, den Ausgleich, wie er von Deak und von Andrássy dem Vater gebaut wurde, in seiner Reinheit herzustellen, hat sich nicht durchzusetzen vermocht. Graf Julius Andrássy, Franz Kossuth und Julius v. Jusch sind in den Vordergrund gerückt. Der Minister des Innern während der Koalition ist heute fast Minister ohne Portefeuille gewesen. Er hat einen Erfolg und Graf Stephan Tisza eine Niederlage. Aber mit ihm die dualistische Politik und mit ihm jener Friede, der im Wehrgeetze durch einen Pakt zwischen der Krone und dem Lande geschlossen wurde.

Die heutige Nummer enthält:

„Natur- und Völkerkunde“:  
„Zur Geschichte der animalen Impfung  
in Oesterreich.“ vom kaiserlichen Räte  
W. Hay, i. z. Impfarzt. „Henry Hudson.“  
von Dr. H. M. Wiszellen. Seite 25 bis 27.

„Militärisches Nachrichtenblatt“  
der „Neuen Freien Presse“: „Ernen-  
nungen und Auszeichnungen im Heere.“  
„Aus dem Landwehrverordnungsblatt.“  
Wiszelle. Seite 24.

Ferner:

Die 25. Fortsetzung des Romans „Ille mihi“  
von Elisabeth Heyting. Seite 31.

## Feuilleton.

Brahms & Kleist.

Von Hermann Sehr.

Brahms legt nun sein „Leben Heinrich v. Kleists“ in einer neuen Ausgabe vor. Die erste ist 1884 erschienen. Der Verein für deutsche Literatur hatte im Dezember 1882 drei Preise für als vorzüglich erkannte Arbeiten aus der deutschen Geschichte oder Kulturgeschichte“ ausgesetzt. Richter waren die Berliner Professoren Rudolf Gneist, Wilhelm Scherer und Julius Weisfäcker. Brahms erhielt für seinen „Kleist“ den ersten Preis, zur besonderen Freude des alten Fontane, der, aus seiner stillen Stube

in der Potsdamerstraße neugierig nach der jungen Welt auslugend, eine gute Nase für die Zukünftigen hatte. Der schrieb damals an ihn: „Lassen Sie mich Ihnen aussprechen, wie sehr wir uns über Ihren Sieg gestreut haben. Biertausend Mark sind kein Pappenstiel, und wenn schon das Geld was bedeutet, so die Ehre noch mehr. Es zählt dies zu den im Leben nicht allzu oft vorkommenden Ereignissen, gegen deren Wucht sich auch der Uebelwollendste nicht verschließen kann. Als Kollege habe ich — und mit mir gewiß viele — noch die Spezialfreunde gehabt, daß ein Schriftsteller den ersten und ein Professor erst den zweiten Preis errungen hat. Es ist recht gut, daß wir Professoren und Geheime Räte haben, aber ihre Alleinherrschaft dann und wann gebrochen zu sehen, ist doch eine Wonne, weil ein gelegentlicher Triumph von Gerechtigkeit und bon sens.“ Und als es bald darauf in der „Vossischen Zeitung“ wieder einmal kiffelte, weil die älteren Herren den neuen Ton doch allzu dreist fanden, war es wieder Fontane, der in einem Brief an den Chefredakteur seinen Schützlingen beifragte: „Mit der einzigen absoluten Promptheit meines Lebens, der briefschreiberischen, antwortete ich Ihnen umgehend, zunächst, um Ihnen zu danken, dann, um, soweit es in meiner Kraft liegt, Del auf die erregten Wogen zu gießen. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß ich an dem Ueberheblichkeitsstone des jüngsten Deutschland, an dem Allesbesserwissen der Schererischen Schule (deren die Sache aufs Philologische hin aussehende Berechtigung mir außerdem noch zweifelhaft ist), daß ich, um meinen höchsten Trumpf auszuspielen, an der Karl Bleibtreuerlei der modernen Kritik Anstoß nehme. Zu gleicher Zeit aber leb' ich und steh' ich der Ueberzeugung, daß wir in Brahms-Schlehter die besten Nummern der jungen Schule gehabt haben, respektive noch haben. Von Natur geistig, gut gekult und gebildet, fleißig, klar und gute Stilisten und in ihren besten Momenten auch mit Witz anscheinend. Und sie sind den anderen, die ich heute

literarisch, ganz gewiß aber in den landesüblichen Umgangformen überlegen. Sie sind frei von dem Kuppeltum, dem Knotismus, die sich jetzt überall so breit machen. Auf Details gehe ich nicht ein, ist auch sehr mühslich. Lied, Platen, Schlegels, Fichte, Schopenhauer waren alle blutjung, als sie kritisch vom Leder zogen. Nun werden Sie zwar sagen: „Ja, die“, aber das „Kleist“-Buch vom kleinen Brahm kann sich neben allem sehen lassen, was die vorgenannten großen Leute geschrieben haben, und Schlehter bleibt wenigstens nicht weit dahinter zurück. Also: Gnade, Gnade!“ Aus den Fontanischen Briefen, diesem wunderbaren Spiegel jener Berliner Zeit, verschwindet nun „der kleine Brahm“, mein kleiner Freund Otto Brahm“, „der kleine kluge Brahm“ nicht mehr, und wenn Fontane, der immer mit der Jugend mit will, aber nicht immer vom Alten völlig los kann und so, wie er selbst einmal seufzt, „in seiner Eigenschaft als Zwischen-zwei-Stühlen-Sitzer schüttem dran ist“, sich manchmal über ihn ärgern muß, so trägt er es ihm nicht nach. Sie sind zum Beispiel über Wien nicht immer derselben Meinung. Fontane bekennt: „Ich bin auch scharf Obenianer, aber Obenianer mit siebzig, die andern mit fünfundsiebzig und — unverheiratet.“ Daher das Eingehen auf den Obenianischen Eheblödsinn.“ Ebenso dissentieren sie über Stauffer (auch Brahms Stauffer-Buch ist ja jetzt neu erschienen), weil im Sittlichen die Duldsamkeit des Alten ihre Grenzen hat. Er schreibt: „Ich finde es ganz recht, daß Sie für einen Freund, ein beinahe großes Talent und einen gewiß Unglücklichen, so warm und doch auch wieder so entvaffnend maßvoll eintreten; aber mein Degout gegen solche Geschöpfe Gottes — ich nehme dies letztere an, weil der Vater Prediger war — bleibt. Solche Genies sollten gar nicht existieren, und wenn das „Genietum“ so was fordert, so bin ich für Reine-weber.“ Aber er läßt sich durch dies alles in seinem „Faible“ für Brahm nicht stören, und wenn er ihn gelegentlich etwas „direktional“ findet und zwar einmal

### Arthur Balfours Rücktritt als konservativer Führer.

Wien, 8. November.

Arthur Balfour ist nicht mehr Führer der konservativen Partei. Wir können uns nicht leicht daran gewöhnen, einen Mann aus der englischen Politik wegzudenken, der seit zwanzig Jahren im Vordergrund des allgemeinen Interesses gestanden ist und der in Vorzügen und in Fehlern, als Führer der Majorität und als Führer der Opposition gleich sympathisch, gleich interessant und anziehend geblieben ist. Balfour ist eine Gestalt der englischen Politik, weit über dem Durchschnitt der parlamentarischen Kämpfer, die kommen und gehen, austauschen und verschwinden, ohne an das Gemüt zu rühren und ohne über das politische Handwerk hinaus etwas zu bedeuten. Er ist ein Humanist seiner Bildung und Gesinnung nach. Einer, der das Schärfste noch in das Gewand persönlicher Feindschaft hüllt und durch seinen Charme auch die erbittertesten Gegner zu der Anerkennung zwingt, die ein wenig den Beigeschmack von jener Szene hat, die Homer so schön beschreibt: wie mitten auf dem Schlachtfelde, mitten in dem blutigen Kampf Glaukos und Diomedes sich gegenseitig als alte Gastfreunde mit herzlichen Worten begrüßen und Geschenke tauschen. Das englische Unterhaus, dem Balfour seit siebenunddreißig Jahren angehört, wird viel ärmer sein ohne Balfour als Führer auf der Frontbank. Ohne diesen schlanken und großen Herrn, der so lässig, wie es oft beschrieben wurde, auf seinem Platze sich hinlagert, ohne diese offene, klare Physiognomie, wo Kraft, Güte und tief eindringender kritischer Geist zu einer wunderbaren und die Politik gleichsam abendlichen Mischung vereint sind.

Nun gibt Arthur Balfour seine Demission. Noch vor wenigen Tagen hat er in einer großen Versammlung der Nonkonformisten eine Rede gegen Homerule gehalten, und kein Wort in dieser Rede läßt vermuten, daß hier einer spricht, dem bereits das Blei in den Flügeln ist. Selbst Austin Chamberlain hat ihm sein volles Vertrauen in dieser Versammlung ausgesprochen, und die Demission Balfours als Führer kommt ein wenig wie die vielen Blödsinnigkeiten, die dieser Freund des politischen Paradoxons schon einige Male geleistet hat. Denn Balfour gibt die Führerschaft auf im Augenblick, wo eigentlich die größte Niederlage seines Lebens, der Erfolg der Liberalen in der Vetobill, nach und nach über dem beginnenden Kampf um Homerule in Vergessenheit zu geraten schien. Balfour und Lord Lansdowne sind in ausdrücklichen Kundgebungen für die Unterwerfung unter den Beschluß des Unterhauses in der Vetobill eingetreten. Und dieses Sichbeugen vor dem Willen der Liberalen und der Trennung hat eine Erbitterung unter den Unionisten erregt, die man als „die hards“ bezeichnete, als die schwer Sterbenden, die um jeden Preis der Regierung die fürstbare Aufgabe stellen wollten, das Oberhaus durch die Ernennung von fünfshundert Lords zu entwürdigten. Noch jetzt hat diese Erregung heftig nachgezittert, und große Aristokraten, Herzoge und Grafen, die gleichsam den adeligen Grundpfeiler der Partei bildeten, sprachen von Balfour öffentlich, wie von einem Heroverderber; wie von einem, der die Unionisten zum Gegenstande des Gelächters bei ihren Segnern, zu Abstimmungs-puppen gemacht hat, die gegen ihre Ueberzeugung zu stimmen haben. Er habe den Mühselknecht um den Hals der Unionisten gebunden, so hieß es; er sei jetzt einem Kutcher vergleichbar, der, wenn er einen Wagen umgeworfen hat und die Passagiere zerschunden und zerstoßen sind, zu ihnen sagt: „Ja, liebe Leute, dieser Zwischenfall ist eine Sache, die vorüber ist. Das hat gar nichts zu tun mit meiner Fähigkeit, euch in Zukunft weiter zu führen. Ihr werdet sicher mit mir weiterfahren!“... Diese „elegante Verschwörung“, die ein achtzigjähriger Stizkopf, der frühere Lordkanzler, der Earl of Halsbury, leitet, hat Balfour von seiner Führerstelle heruntergestoßen. Dazu kam die innere Feindseligkeit der

Anhänger Chamberlains. Als nach der Erklärung Asquiths über seinen Rat an den König, betreffend den Patentschub, im Unterhause ein Adelsvotum gegen die Regierung beantragt wurde, ließ die unionistische Partei den Premierminister Asquith nicht zu Worte kommen. Dieser Skandal, der einzig in den Annalen dieses Parlaments dasteht, hat gegen den Willen Balfours stattgefunden, der sich nie zu so rüden Formen des Parlamentarismus bekannt hätte. Die jungen Anhänger Chamberlains, die Asquith niederschrien, haben zugleich Balfour niedergeschrien, die Demonstration gegen den Führer der Regierung war zugleich ein Wutausbruch, eine Empörung gegen den eigenen Führer der Partei.

Nun hat Balfour mit einer raschen Geste, liebenswürdig und satkassisch wie immer, seinen Feinden den großen Gefallen getan. Er will einen guten Abgang, hat er seinen Wählern in der City gesagt; will nicht verfeinern und verknöchern, er will nicht lebendig bei seinem eigenen Begräbnis mitgehen und die Rolle des Narren übernehmen, wie die Engländer sagen. Und noch eines. Sein „unglückseliger Nachfolger“, was sollte denn der tun, wenn ihm nicht Zeit gegeben werde, in den Sattel zu kommen? Das ist so ein echtes Balfour-Wort, das beinahe Wienerisch anmutet. Eine Ironie, die bis in die Knochen schneidet, überdeckt und gleichsam serviert und aufgetischt mit einer zartfühlenden, förmlich rücksichtsvollen Art, wie eben ein hoher Aristokrat spricht, der väterlicherseits von den schottischen Königen und mütterlicherseits von den großen Cecils abstammt, der Nefte des mächtigen Lord Salisbury! Balfour will nicht der Geführte sein. In ihm ist etwas, was auch in Clemenceau zu finden ist, die politische Leidenschaft, abgekönt und abgeklärt von einem lächelnden Skeptizismus, von einer Fähigkeit des Verzichtes, die dem Gegner sanft und doch unüberwindlich die Waffe aus den Händen nimmt.

Dieser Verzicht mit seiner kalten, vielleicht sogar ein wenig frivolten Blödsinnigkeit erweckt die Erinnerung an den jungen Abgeordneten, der jahrelang unbemerkt, begabt, aber hoffnungslos faul, schweigend auf den Bänken des Unterhauses saß. Als er Sekretär für Irland wurde, war die ganze Deffinitivität stark über die Kühnheit Lord Salisburys, der einem Mann die wichtigste Stelle gab, der als lächelndes Böglein, als parfümiertes Eigel, als Treibhauspflanze, als „eben abgepflichte Lilie“ verhöhnt wurde. Selbst die besten Freunde hielten ihn einem Posten nicht gewachsen, der mörderische Anforderungen an die Kraft auch der hervorragendsten Staatsmänner gestellt hatte. Unstreitig war er in der sogenannten vierten Partei, jener Gruppe, der Lord Randolph Churchill, Sir John Gorst und Sir Henry Drummond Wolff angehörten, der Schwächste gewesen, obwohl es paradox genug war, daß der junge und unbekante Balfour sich einer Vereinigung vom Empörern angeschlossen hatte, die nicht weniger gegen die Liberalen, wie gegen die offiziellen Führer der Konservativen losging, die gleichsam eine einzige große Bosheit Lord Beaconsfields gegen seinen „unglücklichen Nachfolger“, Sir Stafford Northcote bildete. Als Balfour Sekretär für Irland wurde, so schreibt ein guter Beobachter des Unterhauses, war er ein Mann ohne Bedeutung. Wenn er aufstand, um zu sprechen, erweckte das nicht das geringste Interesse. Sein Name hätte nicht einmal für eine Versammlung als Reiz für das Volk genügt.

Balfour, der immer ein wenig schwächlich war, ließ sich von seinem Arzte untersuchen; er erfuhr, daß er vollständig gesund sei, und so warf er sich mit jugendlichem und dennoch durch Klugheit und Feinesse gezügelterm Temperament gegen die Trennung, deren Macht durch die ersten Versuche Gladstones, ihnen die Selbstverwaltung zu geben, bis zum höchsten Uebermut gestiegen war. Man braucht nur wieder die Blütenlese von Beschimpfungen und Invektiven zu hören, um den ganzen Kontrast zwischen den Erwartungen,

die sich an seine Ministerchaft knüpften, und der Art, wie er diese Erwartungen enttäuschte, zu ermessen. Jetzt war er nicht mehr das zwischenerde Böglein, nicht mehr der parfümierte, blasse, verweichlichte junge Herr. Jetzt war er der blutige Tyrann, der blutige Balfour, der Mörder und Räuber. Er gründete eine eigene Gendarmerie, die dazu geschaffen war, die Gewalttätigkeit niederzuwerfen und die Royalisten und Protestanten vor Exzessen zu schützen. Er begegnete den Klagen und der Blut von Angriffen im Unterhause mit einer Miene, als würden ihm lauter Komplimente und Freundlichkeiten gesagt. Lächelnd, witzig, mit unerhörter Kaltberzigkeit ließ er Wut und Maferei über sich ergehen, und als äußersten Beweis der Geringschätzung nahm er sich einen Stellvertreter, der die Antworten auf die Anfragen und Beschwerden der irischen Partei von einem Zettel ablas und auf jede weitere Reklamation taub und stumm blieb. Dennoch — für Irland hat Balfour vielleicht das einzige wirklich Produktive in seinem ganzen politischen Leben geleistet. Die Entwicklung des irischen Privateigentums an Land, die Entlösung der Pächter von den großen Grundherren, die Förderung aller materiellen Verhältnisse in Irland, das war gleichsam die Folie zu jener äußerlichen Maske der Berachtung und ein wenig arroganten Gleichmütigkeit. Das war der Kern in der rauhen Schale, die innere Liberalität, die sich hinter den junkerlichen Manieren verbarg und immer klarer und mächtiger zu Tage trat.

So wie es paradox war, daß Balfour aus dem Nichts heraus auf den gefährlichsten Posten gestellt wurde, so war es auch, daß beinahe auf den Tag vor zwanzig Jahren, im Jahre 1891, nach dem Tode des Zeitungsverleiheres W. G. Smith, Balfour zum Führer des Unterhauses von Lord Salisbury bestimmt wurde. Eine Karikatur des „Punch“ aus dieser Zeit zeigt die Schattenbilder Lord Palmersstons und Disraelis, die miteinander über den jungen Arthur sprechen, der mit kräftiger Gebärde die Faust auf den Tisch des Hauses legt. Palmersston murmelt: „Ein wenig jung ist er für diese Rolle, nicht wahr?“ Disraeli aber antwortet: „Wir haben freilich darauf länger warten müsse. Aber er wird es schon zusammenbringen.“ Er hat es zusammengebracht, hat den großen, maßlos anstrengenden Kampf gegen Gladstone geführt und ihm die Leichenrede als Parlamentsmitglied gehalten, würdig wie immer, vielleicht ein wenig ohne das spezifische Gewicht, das bei solchem gewaltigen Anlaß nötig gewesen wäre. Denn das ist trotz all den Stärken und schönen Eigenschaften der Mangel Balfours: seiner Politik fehlt der Atem, der starke Schwung, die fortwährende Wucht einer Ueberzeugung, die zur höchsten Lebenskraft und zur inneren Notwendigkeit geworden ist.

Nie ist dieser Mangel so stark hervorgetreten, ja schlankweg bis zur grellen Deutlichkeit sichtbar geworden, als bei der Wendung Chamberlains zum Schutzoll, bei diesem großen Riß an dem Steueruder der unionistischen Partei. Balfour hat damals in Sheffield erklärt, er halte das Land nicht für reif für den Schutzoll und hat in einer Broschüre sich über die Frage, die das ganze Reich bis zur höchsten Erregung brachte, herumdrücken wollen. Späterhin manövrierte er die freihändlerisch gesinnten Mitglieder aus dem Kabinett hinaus und hatte nicht die innere Kraft und Ehrlichkeit, sich von Chamberlain und seinem Anhang, der die ganze Organisation der Partei erobert hatte, zu trennen. Schließlich gab er sich ganz der überlegenen Energie der von keinerlei inneren Bornehmtheit und skeptischen Grazie geschwächten Chamberlains hin. Er wurde ein Apostel des Schutzolls, ohne jemals vollen Glauben an seine Ueberzeugung und innere Selbstständigkeit zu erwecken; ein General, der seiner Armee nachfolgt, wirklich beinahe ein geführter Führer. Das war das Unglück, das freßende Uebel seiner letzten Jahre. Er war immer ein Unterhausmann gewesen, ein Konservativer, der dennoch im Innersten liberal zu nennen ist, und trotz doch für das Referendum ein, für das Plebiszit, für diese Vernichtung der Gewalt des House of Commons. Er ist seinen ganzen Neigungen nach weit abgetrennt von den mehr

über ihn scherzt, so tritt er, wenn es ernst wird, immer treu für ihn ein. Als es Brahm im Deutschen Theater Anfangs nicht nach Wunsch geht und man ihn nun in Berlin schon für erledigt hält (auch in Berlin wird ja jeder jährlich einige Male erledigt), läßt er sich nicht irre machen. „Mir tut Brahm leid“, schreibt er, „denn er ist besser als sein Ruf und hat jenen eigentümlichen Idealzug, der sich bei den Juden, auch wenn sie noch so schärf und bissig und selbst noch so happig sind, so häufig findet. Er lebt ganz für ein Prinzip, und das wird ihm eine spätere Zeit mal anrechnen. Im allgemeinen glaube ich nicht an die Auszahlungen durch eine „spätere Zeit“. Hier ist aber ein Ausnahmefall gegeben, denn die literarische Bewegung der letzten zwanzig Jahre, die jetzt auf einem Tiefpunkt steht, wird sehr bald wieder anerkannt werden. Was sich jetzt als „Sieg“ der Gegner geriert, ist ein letztes Aufblähen. Die Großen bleiben und wachsen natürlich. Was aber zwischen dreißig und fiebzig geschrieben wurde — wenige, die eine Sonderstellung einnahmen, abgerechnet — ist mausetot. Die Schönrederei kommt nicht wieder auf.“ Dies ist im September 1894 geschrieben, und wie oft mag sich Brahm seitdem daran erinnert haben! Bisher hat ja das prophetische Wort noch immer wieder schließend recht behalten.

Anfangs mag Fontanes Neigung zu Brahm sozusagen Parteilache gewesen sein. Es lag in seiner Natur, Partei zu nehmen für alles Junge, besonders aber gegen die „hiesigen Reibhämmer“. („Und“, schrieb er einmal, „wenn sie nicht Reibhämmer sind, so sind sie was anderes aus der Landwirtschaft.“) Dazu kam aber noch etwas Instinktives. Eine Berliner Redensart sagt: ich kann ihn nicht riechen. Freundschaften und Feindschaften werden sicher dadurch mehr bestimmt als durch gleiche oder verschiedene Meinungen. Ganze Häuser haben einen gewissen Familiengeruch, und wer damit innerlich irgendwie verwandt ist, fählt sich vom ersten Anblick darin wohl.

während andere sich ihr Unbehagen nicht erklären können, aber es bei einiger Lebenserfahrung keineswegs zu beherrschen trachten, sondern eher als eine Warnung aufnehmen, die sich ja später meistens bestätigt sieht. Auch in allerhand kleinen Rügen zeigt sich bald die Gemütsverwandtschaft der beiden. Fontane freut sich, wenn er Brahm „wortspielproduktiv“ findet, denn er ist dies selbst sehr. Beide haben eine Neigung zum Kalauer, der seinen Sinn hinter einer weltfreundigen Ueberheit versteckt (sprachlich hat ja der Kalauer seine Wurzel eben dort, wo sie der Reim hat). Beide haben das Bedürfnis, Gefehrtes so auszusprechen, daß man zunächst Au! sagt. Beide haben ein Mißtrauen gegen große Worte und den Verdacht, daß in der Feierlichkeit meistens nichts steckt, weshalb sie lieber weniger sagen als zu viel, sich hüten, Erregungen merken zu lassen, und das Gespräch gern sozusagen mehr als eine gesellige Form des Verschweigens behandeln. Sie denken sich, daß der andere schon merken wird, woran er mit ihnen ist, und daß, wenn er's nicht merkt, nicht viel daran liegt, weil es ja dann auch nichts nützen würde, sich mit ihm deutlich auszusprechen. Zur Unterhaltung mit ihnen gehört deshalb ein gewisses Talent der unmittelbaren Verständigung, etwa wie zur Unterhaltung mit Klopfsgeistern (die ja auch die Gewohnheit haben, sich bis metaphysisch mitzuteilen). Es stimmt ja: wenn ein Mensch zu uns spricht, spricht er eine andere Welt zu uns; wir können uns mit ihr doch immer nur „beispielmäßig“ verständigen. Weiden sieht aber diese Neigung noch tiefer, nämlich in einem angeborenen Schamgefühl; wenn inneren Ernst auszukellen, ist ihnen unverständlich, auch sind sie sich selbst dieses inneren Ernst so gewiß, daß es ihnen unheimlich scheint, ihn erst noch durch ein finsternes Gefühl zu betreten. Es sind eben beide richtige märkische Menschen.

Ein echt märkischer Mensch? Es mag wunderbar, ja komisch klingen, wenn man dies von Brahm sagt.

einem Hamburger Juden, der auch gar nicht so märkisch aussieht. Aber der Geist hält sich nun einmal nicht immer daran; es muß doch irgendwie so sein, daß unsere geistige Form noch anders bestimmt wird als durch Eltern und Heimat allein. Wer Brahm zu kennen glaubt und eine Rubrik für ihn sucht, wird ihn nach seinem inneren Format nicht besser unterbringen können als bei jener Sorte von verberlinerten Märkern, deren höchstes Beispiel der alte Schadow war. Zu dieser gehört er dem geistigen Wuchs nach, weniger in der äußeren physischen Gestalt als vor allem durch eine Grundform des Haushaltens mit sich selbst, die ich noch an keinem anderen Menschen schlag konj gefunden habe. Es sind Leute der intensivsten inneren Bewirtschaftung, die ihre sämtlichen geistigen Kräfte für einen einzigen Zweck, eben den Lebenszweck, den sich der einzelne setzt, zusammenhalten und ängstlich vor jeder anderen Verwendung, als einem Mißbrauch, bewahren. Aller Dilettantismus, also das zwecklose Spiel mit den eigenen Kräften, nur um sie zu zeigen oder um sich an ihnen zu freuen, ist ihnen unverständlich; sie hätten das Gefühl, sich sinnlos zu verschwenden. Was sich jemals in ihnen regt, wird immer sogleich auf ihre Hauptache bezogen und dafür ausgegütet. Was ihr nicht dient, was keinen Ertrag für sie verspricht, was nicht irgendwie in ihrer inneren Grundrichtung liegt, ist festliches Unkraut und wird vertilgt; für andere Betriebsarten mag es taugen, sie kümmern sich nur um ihre. Daher, glaub' ich, die Freundschaft Fontanes für Brahm, über alle Widersprüche hinweg, eine Art Freundschaft zwischen zwei benachbarten Landwirten, die, bei verschiedenem Ausmaß der Grundstücke, doch schließlich ungefähr dieselben Sorgen und, um ihr Auskommen zu finden, auch dasselbe Verfahren haben. Denn dies macht Brahm so stark, daß er sich genau kennt, daß er genau weiß, was er kann, und daß er will, was er kann, alles will, was er kann, aber

amerikanischen, neuartigen Gewohnheiten der Chamberlain'schen Wahlagitation. Er war kein Faustkämpfer und ist immer nur Fleuret'scher geblieben, der niemals die schwere, durchhauende Kraft des Säbels benützen mag, und vielleicht ist sein überraschender Abschied nur eine scharfe ironische Demonstration gegen seinen unglücklichen Nachfolger, gegen die elegante Verschönerung des Oberhauses und der Chamberlains. Balfour behält sein Abgeordnetenmandat, und man kann sich ihm gar nicht im Unterhause vorstellen, wenn ein anderer Führer ist und die Partei leitet.

Er ist der einzige im Unterhause, der noch ein wenig Autorität über die in Parteien zerrissenen Konservativen besitzt, der einzige, der in dem großen Kampf um Homerule, der jetzt ausbrechen wird, Fahnenführer und Feldherr sein kann. Sein Ausscheiden, sein definitives Zurücktreten von der Führerschaft wäre ein harter Schlag für die unionistische Partei, ärger als eine neue Niederlage in allgemeinen Wahlen. Balfour ist erst dreißig Jahre alt, und die englischen Staatsmänner haben eine gleichsam traditionelle Langlebigkeit. Auch Gladstone ist durch Mißerfolge herabgestimmt, durch die Zwietracht in der Partei aufs äußerste gereizt, im Jahre 1874 von der Leitung der Liberalen zurückgetreten und ist doch, als später Disraeli den Triumph seines Berliner Kongresses einheimen wollte, aus der Zurückgezogenheit gleichsam hervorgehoben und hat mit seiner Mid-Lothian Campaign den Unionisten mit einem Griff den Sieg aus den Händen gerissen. Wenn Balfour definitiv die Führerschaft niederlegen sollte — für immer braucht er deswegen den Unionisten nicht verloren zu gehen. Vielleicht hat er den Verlust durch seine Demission nur recht deutlich machen, die Wichtigkeit seiner Führerschaft, das Unersehbare seiner Persönlichkeit erst recht in schärfstes Licht bringen wollen. Balfour wird nicht leicht einen Nachfolger finden. Sein Nachfolger ist wirklich, wie er selbst gesagt hat, ein „unglücklicher“. Sein Erbe ist eine furchtbare Last, die Unionisten haben keinen einzigen, der Kraft und Glanz genug besäße, ohne die größten Schwierigkeiten und Enttäuschungen diese Last zu tragen.

**Der Waffenstillstand in Ungarn.**

(Telegramm des „Neuen Freien Presse“.)

Budapest, 8. November.

Mögliche Wendungen, wie der heute abgeschlossene Waffenstillstand, sind in Ungarn nicht ungewohnt. Sie gehören sogar zu den charakteristischsten Merkmalen der ungarischen Politik. Der Umschwung war in diesem Falle nicht größer als damals, als an einem Tage um 12 Uhr mitternachts das Prinzip der Parallelsitzungen forciert wurde, um am nächsten Tage einem vollständigen Frieden Platz zu machen, oder einige Monate später, als dem Antrag des Grafen Stephan Tisza auf Verschärfung der Hausordnung 24 Stunden später der von Koloman Tihaly vermittelte Friedensschluß folgte. Die Wendung von gestern auf heute war ebenso stark und ebenso unvermittelt. Gestern die Demission des Präsidenten Berzeviczy, die in offenbarem Zusammenhang mit dem am Sonntag abgegebenen Erklärungen des Ministerpräsidenten über das endgültige Scheitern aller Friedensverhandlungen stand, und heute früh ein parlamentarischer Waffenstillstand, der sich möglicherweise zu einem endgültigen Frieden verdichten wird. Einen rascheren und vollständigeren Szenenwechsel kann man sich kaum denken.

**Die Bilanz des Waffenstillstandes.**

Bei dem Waffenstillstand hat die Mehrheit zweifellos ein gewisses Opfer gebracht, indem sie die Debatte über das Wehrgesetz nicht mehr als den hauptsächlichsten Arbeitsgegenstand des Abgeordnetenhauses behandeln ließ. Denn daß die Wehrvorlagen in zwei Sitzungen jeder Woche auf der Tagesordnung bleiben, ist mehr eine Form, um den Rückzug der Mehrheit in diesem Punkt zu bemänteln. Handelt es sich doch insgesamt um elf Sitzungen, in welchen bis zum Schluß des Jahres die Wehrvorlagen zur Verhandlung gelangen werden, und überdies hat man diese elf Sitzungen auf Mittwoch

und Samstag verlegt, wo stets die Anträge und die Interpellationen eingebracht zu werden pflegen, so daß eine verhältnismäßig kurze Zeit zur Fortsetzung der Wehrdebatte zur Verfügung steht. Unter diesen Verhältnissen wird die Opposition nicht in Verlegenheit kommen, eine Obstruktion gegen die Wehrreform mit bloßen Reden fortzusetzen, um so weniger, als bei dem Friedensschluß den engeren Obstruktionparteien versprochen wurde, daß sie auch von außerhalb ihres Kreises stehenden Politikern in der Aufrechterhaltung der Debatte Unterstützung finden werden. Es ist somit vorzuziehen, daß die Debatte über das Wehrgesetz während der Zeit, welche zur Erledigung des Budgets zur Verfügung steht, nicht viel mehr Fortschritte machen wird, als wenn sie überhaupt ausgeschaltet wäre. Hat sich doch die Opposition für die Zeit nachher die Möglichkeit der technischen Obstruktion ausdrücklich vorbehalten, und wenn sie diese technische Obstruktion nur elf Tage nicht betreibt, so hat sie dasjenige, was sie jetzt als Zugeständnis hingegeben hat, die Konsumierung von Rednern für elf Sitzungen, wieder heringebracht. Das Schicksal der Wehrvorlage ist somit nach dem heutigen Waffenstillstand genau so ungewiß wie bisher, und es ist vorderhand eine bloße Hoffnung, daß bis zum Januar ein Friedensschluß zu stande kommen werde, der sich auch auf die Wehrreform und, was unbedingt notwendig wäre, auch auf die Frage der Wahlreform erstrecken würde. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, liegt also in dem Waffenstillstand kein Gewinn für die Mehrheit.

Das zweite Opfer, welches der Mehrheit zur Last fällt, ist der Verzicht auf den Plan einer Niederrückung der Obstruktion mittelst einer schärferen Auslegung, beziehungsweise Verschärfung der Hausordnung. Dieser Plan gilt allerdings nur vorläufig für aufgegeben, nämlich für dieselbe Zeit, für welche die Opposition auf die technische Obstruktion verzichtet hat. Es ist jedoch schwer, anzunehmen, daß die Mehrheit auf diesen Plan noch zurückgreifen wird. Die Situation müßte sich wesentlich ändern, wenn es dazu noch kommen sollte. In der Beurteilung der Aussichten einer schärferen Auslegung der Hausordnung hat sich überhaupt in der letzten Zeit auch innerhalb der Mehrheit ein gewisser Umschwung vollzogen. Je mehr man diesen Gedanken ins Auge faßt, um so mehr wurde man sich seiner Schwierigkeiten bewußt. Es hat eine Zeit gegeben, da die ganze Partei von einer solchen Politik das Heil erwartete und man sich mit vollem Eifer und ohne Besinnen in diese Aktion gestürzt hätte. Die langen Friedensverhandlungen haben jedoch die Schwungkraft der Mehrheit gelähmt, und immer mehr kam der Gedanke zum Durchbruch, daß eine Opposition von 120 Mann, welche entschlossen ist, Gewalt anzuwenden, unter allen Umständen die Beschlußfähigkeit des Hauses zu verhindern vermag. Daß die Mehrheit dem lärmenden Gehaben der Opposition mit dem gleichen lärmenden Eifer gegenübertritt, würde die Beschlußfähigkeit des Hauses nicht fördern. Wären die Chancen eines Hausordnungskampfes besser gewesen, als sie es tatsächlich sind, und würde sich dieser Kampf wirklich so leicht gestalten, wie man zur Zeit, als die Opposition schwach und kaum widerstandsfähig war, angenommen hat, dann wäre es nicht zu dem heutigen Waffenstillstand gekommen. Die Mehrheit hat somit vorläufig auf die Anwendung dieses Mittels verzichtet, und es ist fraglich, ob sie darauf zurückgreifen wird. Der Verzicht auf diese Politik wurde jedoch, wie schon so oft in früheren Fällen, als Kompensationsobjekt benützt, und die Mehrheit betrachtet es immerhin als einen Erfolg, wenn die Opposition für die Aufhebung des mit dem Namen Tisza verknüpften Aktionsprogramms Kompensationen geboten hat.

Die Regierung ist durch den Waffenstillstand in die Lage gekommen, bis zum Schluß des Jahres das Staatsbudget durchzuführen. Es gehört zu den seltensten Fällen, daß ein Budget rechtzeitig erledigt wird, und es

ist ein Spiel des Zufalls, daß nun gerade eine Regierung, die sich in einer unlegbar sehr schwierigen parlamentarischen Situation befindet, nach langer Zeit vor Beginn des neuen Jahres ein fertiges Budget haben wird. Aber auch vom politischen Standpunkte und vom Standpunkte des Schicksals der Wehrvorlagen ist das Zustandekommen des Budgets von hohem Werte. Es wird dadurch ein Erzler-Zustand vermieden, der sich bisher noch für jede Regierung als gefährlich erwiesen hat, und die Regierung gewinnt damit für ein volles Jahr ihre Bewegungsfreiheit und kann nicht mit kalendarischen Terminen in die Enge getrieben werden. Sie kann damit ihre Taktik, die sie bis zur Durchsetzung der Wehrreform und des übrigen Parteiprogramms befolgen will, unabhängig und frei von Budgetsorgen bestimmen.

Vom Standpunkte der Opposition stellt sich die Bilanz des Waffenstillstandes folgendermaßen dar: Die Opposition hat von ihrem bisherigen Standpunkte insoweit ein Stück aufgegeben, als sie in die Budgetberatung einwilligte, ohne daß die Wehrvorlagen ganz von der Tagesordnung verschwunden wären, ferner auch darin, daß sie bis zum Schluß der Budgetberatung auf die technische Opposition auch in der Wehrdebatte verzichtete.

Außerdem hat sie der Regierungspartei durch die Durchlassung des Staatsbudgets für 1912 auf längere Zeit Bewegungsfreiheit gegeben und darauf verzichtet, die Mehrheit mit kalendarischen Terminen in die Enge zu treiben. Endlich ist das derzeitige unbedingt friedliche Präsidium durch ein Präsidium ersetzt worden, in dem sich auch Männer befinden, die zu einer Auslegung der Hausordnung im Sinne des Grafen Stephan Tisza bereit sind. Sollte somit die Mehrheit auf den Plan einer schärferen Auslegung, beziehungsweise Verschärfung der Hausordnung, zurückgreifen wollen, so würde die Opposition den Vorteil, die Präsidentenwahl zu verhindern zu können, nicht mehr besitzen, und die Mehrheit wäre vom ersten Moment an gezwungen um einen Schritt weiter, als sie heute war. Andererseits ist es jedoch gewiß, daß die Opposition ihre wertvollste taktische Position, nämlich die Möglichkeit der technischen Obstruktion, nicht preisgegeben hat, da sie sich für die Zeit nach der Erledigung des Budgets freie Hand sicherte. Sie kann auf die technische Obstruktion zurückgreifen, und diese Waffe ist immer scharf genug, um eine parlamentarische Krise in Ungarn heraufzubeschwören.

**Neues zur Vorgeschichte des Waffenstillstandes.**

Die Idee, welche dem Waffenstillstand zu Grunde liegt, nämlich der Gedanke der alternativen Beratung von Wehrreform und Budget, ist schon vor ziemlich langer Zeit in den politischen Kreisen aufgetaucht und auch erörtert worden, ohne jedoch damals Anklang gefunden zu haben. Der erste, der diesen Plan anregte, war der Referent des Finanzausschusses Roland v. Hegedüs, der schon im September, nachdem er von seinem Sommerurlaub zurückgekehrt war, im Kreise seiner Freunde diese Idee erörterte und auch dem Ministerpräsidenten Grafen Khuen-Hedervary davon Mitteilung machte. Ministerpräsident Graf Khuen-Hedervary hielt die Zeit unter den gegebenen Verhältnissen nicht für günstig, sich mit diesem Vorschlag näher zu befassen. Es war auch zu früh dazu, da ja damals auch das Budget noch gar nicht eingebracht war. In der verfloffenen Woche am Freitag, einige Tage nachdem Herr v. Berzeviczy das Scheitern seiner Friedensaktion verlautbart hatte, mitten in den Beratungen über die nun einzuschlagenden Schritte, hat Hegedüs in einer Sitzung des Finanzausschusses von neuem auf seinen Plan hingewiesen, und er gewann hierfür den Finanzminister Ladislaus v. Lukacs, der schon in seiner offiziellen Eigenschaft begreiflicherweise an dem rechtzeitigen Zustandekommen des Budgets in erster Reihe interessiert war. Die Idee ist von diesem Zeitpunkte angefangen aus den Verhandlungen auch nicht mehr verschwunden. Sie wurde jedoch in verschiedenen Formen variiert. Man gelangte zunächst so weit, daß die Regierung die Fortsetzung der Wehrdebatte an drei Tagen der Woche verlangte,

niemals mehr und niemals anderes will, als er kann. Seine sehr merkwürdige Kraft besteht in der höchsten inneren Sparsamkeit. Wir geben uns fast alle Gelegenheit, aus Lust am Versuch oder auch durch den Wunsch, über unsere Grenzen zu gehen, verlockt, in allerhand Bemühungen aus, von denen sich am Ende zeigt, daß sie mit uns selbst kaum zusammenhängen; ja manchem vermag das Leben, bevor er auch nur merkt, was mit ihm zusammenhängt, und es ist dies vielleicht nicht einmal die schlechteste Art, sein Leben vergehen zu lassen. Verlockungen solcher Art hat Brahmin, scheint es, gar nie gekannt; oder er muß sie in ganz jungen Jahren schon bestanden haben. Sein Geheimnis ist, daß er alles auf sich selbst bezieht und von allem nur so viel nimmt, als er sich innerlich aneignen und sich innerlich zuwachsen lassen kann. Daher auch sein Interesse für Schiller und Goethe, diese beiden höchsten Beispiele intensiver innerer Ökonomie (und für Stauffer vielleicht als ein krasses Gegenbeispiel). Daher auch sein Interesse für den Fall des unglücklichen Kleist.

Indem Brahmin Kleists Leben erzählt, versucht er nichts und beschönigt nichts. Kleist war nicht ein Mensch, an dem man eine Freude haben kann. Er wäre so gern ein rechter Preuße gewesen, aber die besten Eigenschaften des Preußen fehlten ihm. Er war voll Verlangen nach jortwährender eine Lebenshaltung zu, der er innerlich nicht gewachsen war. Er entwarf gleichsam immer wieder einen Kleist, kam aber dann seinem eigenen Entwurf selbst niemals nach. Wie seinen Werken stets mitten drin freckenweise der Atem ausging, so daß keins, an sich selbst gemessen, eigentlich künstlerisch fertig erscheint und keins ganz vom Dichter abgelöst, keins völlig eine Welt für sich, wobei auch er selbst im Stillsitzen immer auf halbem Wege liegen. Brahmin versucht das nicht und beschönigt nichts, er tadelt es auch nicht, er stellt es dar,

aber indem er dann immer gleich daneben setzt, Jahr für Jahr, was dieses Irren und ratlose Schweifen dem gepeinigten Menschen doch künstlerisch eintrug, rechtfertigt er es. Er will das vielleicht gar nicht, er will gewiß seinen Kleist nicht bürgerlich entschuldigen, er will nur zeigen, wie das alles in ihm mit Notwendigkeit zusammenhängt, so daß auch der Widerstrebende (ich vermute, daß Süddeutsche fast immer der Kleist'schen Art widerstreben) es am Ende doch begreifen lernt und zugeben muß: er hatte, wie er nun einmal war, von sich selbst aus Recht. Er war nämlich einer von den Menschen in Kurven. Bei solchen geht es zu Zeiten vermaßen hoch, sie können dann alles, sie dringen empor, sie machen sich die größten Taten an. Andere Zeiten kommen, da liegen sie lahm, wie ganz verlassen von sich selbst, unfähig jener Versprechungen, unfähig ihrer selbst und unfähig, auch nur den Schatten ihrer eigenen, sich eben noch ins Grenzenlose wagenenden Bestimmung wiederzufinden. So stehen sie hilflos vor dem Grundproblem des Menschen: sich auf die Höhe seiner guten Stunden zu bringen (oder wie Schiller das einmal ausgedrückt hat: den Affekt in Charakter umzubilden). Das können sie nie, der Abstand zwischen den Verzückungen und den Ermattungen ist zu groß. Nein, diesen in Aufstößen und Abstürzen, aus Schlingen zu Gipfeln, zwischen Erleuchtung und Entseelung zirkulierenden Menschen bietet sich jenes Problem anders dar: nämlich, ob es ihnen nicht doch irgendwie gelingen könnte, die so ganz verschiedenen Temperaturen auszugleichen, im Höhenrausch also niemals zu vergehen, daß sie ja dann wieder „unten“ sein werden, und von der Höhe zur Tiefe doch vielleicht irgend ein Zeichen mitzunehmen, das sie dort unten erinnern soll, wo sie noch eben waren, und sie verträsten mag, daß sie ja dahin einmal zurückkehren werden; denn es kommt, gar bei solchen moralischen Amphibien, am Ende wahrscheinlich viel weniger darauf an, Oben oder Schönes einmal zu

erleben als, wenn der Augenblick entwichen ist, davon etwas für sich übrig zu behalten. Kleist aber zerhaut den Knoten mit einer echt Kleist'schen Entschiedenheit, die keinen Vergleich zuläßt, immer aufs Ganze dringt und Abseits Alles oder Nichts vorwegnimmt. Er kann sich, seit er einmal die Seligkeiten der fruchtbarsten Stunden erlebt hat, nicht mehr im gemeinen Dasein bescheiden, er kann nur noch in der produktiven Spannung leben, die er nun um jeden Preis erzwingen will. Sein Zustand, wenn er aus dem schöpferischen Rausch wieder ins Gemeine fällt, gleicht dem der Heiligen, die aus Ekstasen zur Erde zurückkehren. Die Heiligen warten in Demut, bis sie wieder begnadet werden. Kleist aber kann die Gnade nicht erwarten, er will sie kommandieren. Er gehörte zu den Künstlern, die nur gleichsam anfallsweise produktiv werden. In diesen produktiven Anfällen fand er sich erst, erkannte nun sein wahres Ich erst und war fortan unfähig, sich mit einem verdunkelten oder herabgelesenen zu begnügen, er konnte nur noch im Glanz der großen Stunden leben. Die Pausen zwischen den produktiven Anfällen konnte er nicht ertragen. Das höchste Beispiel dafür, wie solche Pausen nicht bloß ertragen, sondern auch selbst wieder befruchtet und ans Ganze der Existenz angeschlossen werden können, ist Goethe, der denn auch vor dem ungestüm alle Forderungen des gemeinen Lebens (oder wie Goethe das einmal zur Bettina nannte: der Prosa) abschüttelnden Kleist wie vor einer unbegreiflich grauenhaften sittlichen Mißbildung stand. Kleist konnte die produktiven Anfälle nicht mehr entbehren, und er rächte sich an den Pausen, indem er sein Leben zerrät: er opferte dem schöpferischen Affekt den sittlichen Charakter. Worin eigentlich auch er ja doch nur wieder jenem Grundzug der märtyrlichen Menschen folgt, sich auf ihr Lebensmoment einzuschließen, der freilich an ihm bis zur Parikatur emporgetrieben erscheint.